

bezogener Rollenbilder anzuknüpfen. Der Schlüssel für ein langes Leben liegt folglich in der Aneignung von androgyner Kompetenz (Meier 1999). Die Hinwendung zur Familie wirkt sich bei Männern lebensverlängernd aus, wohingegen Frauen von einem stärkeren Bezug zur Öffentlichkeit und zum Berufsleben profitieren.

Zielgruppenorientierte Beratungs- und Unterstützungsangebote für Familien, Kinder und Jugendliche müssten meines Erachtens nachdrücklich geschlechtersensibilisiert vorgehen. Dazu gehört die systematische Beachtung von „doing gender“ Strukturen, die Familie, Schule und das Berufsbildungssystem durchziehen. Darüber hinaus käme es darauf an, die Geschlechterungleichheit des Arbeitsmarktes und der sozialen Sicherungssysteme mit ihren nachteiligen Folgen für Frauen entlang ihres Lebenslaufs zu analysieren und geeignete Gegenstrategien im Sinne des „gender mainstreaming-Konzepts“ zu kreieren.

Literatur

- Berger, P. (1994): „Lebensstile“ – Strukturelle oder personenbezogene Kategorie? Zum Zusammenhang von Lebensstilen und sozialer Ungleichheit. In: Dangschat, J./Blasius, J. (Hg.): Lebensstile in den Städten. Opladen, 137–149
- Blossfeld, H.P./Timm, A. (1997): Der Einfluss des Bildungssystems auf den Heiratsmarkt. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 49, 4, 440–476
- Bundesministerium für Familie und Senioren (Hg.) (1994a): Familie und Familienpolitik im geeinten Deutschland – Zukunft des Humanvermögens. 5. Familienbericht. Bundesdrucksache 12/7560. Bonn
- Bundesministerium für Familie und Senioren (Hg.) (1994b): Wo bleibt die Zeit? Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland. Wiesbaden
- Engstler, H. (2000): Der Wandel der Lebens- und Familienformen im Spiegel der amtlichen Statistik. In: Maywald, J./Schön, B./Gottwald, B. (Hg.): Familien haben Zukunft. Reinbek b. Hamburg, 227–239.
- Erler, W./ Nußhart, C. (2000): Familienkompetenzen als Potential einer innovativen Personalentwicklung. Trends in Deutschland und Europa. Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.).Berlin
- Fthenakis, W. E. (2000): Vaterschaft heute: Das Ausmaß väterlicher Beteiligung – familienpolitische Implikationen. In: SPD: Zukunft Familie, 95–118
- Graf, J. (2002): Wenn Paare Eltern werden: Die Bedeutung der Ehequalität für die kindliche Entwicklung in den ersten Lebensjahren. Weinheim
- Gordon, L. (1988): Heros of their own lives. New York, S. 3. Zitiert nach: J. Stacey: Zurück zur postmodernen Familie. In: Soziale Welt, Heft 3, 1988
- Koppetsch, C. (1999): „Da hilft Heiko, wenn er denn aufwacht.“ Bei Hausarbeit ist Emanzipation Illusion. In: Frankfurter Rundschau, 11.9.1999, S. 2ZB 5
- Krüger, H. (2000): Ein expandierender Arbeitsmarkt mit sieben Siegeln. In: Frankfurter Rundschau, 16.2.2000
- Krumpholz-Reichel, A. (2001): Auf ein langes Leben! In: Psychologie heute, 23–26
- Lutz, C. (1995): Leben und Arbeiten in der Zukunft. München
- Meier, U. (1999): Haushaltswissenschaften. In: Jansen, B. et al. (Hg.): Handbuch Soziale Gerontologie. Weinheim, Basel, 155–170
- Meier, U. (2000): Die Pluralisierung der Lebensformen und ihre kulturelle Ausdifferenzierung. In: Familie 2000. 56–69
- Notz, G. (1991): „Du bist als Frau um einiges mehr gebunden als der Mann.“ Bonn
- Oelemann, B. (1999): Vaterseelenallein. Jungen in der Schule. In: Praxis Schule. Heft 6, 29–33
- Preuße, H. (2000): Berechenbarkeit des Betreuungsbedarfs für Kinder. In: Recht der Jugend und des Bildungswesens, 4, 420–439
- Stiegler, B. (1999): Welcher Lohn für welche Arbeit? Über die Aufwertung der Frauenarbeit. In: Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung (Hg.): Expertisen zur Frauenforschung. Bonn
- Strohmeier, K.P. (1993): Pluralisierung und Polarisierung der Lebensformen in Deutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. B 17

Annelinde Eggert: Was Kinder brauchen

Erziehung und Erziehungsstile zwischen Freiheit und Struktur

Für die meisten Menschen in unserer Gesellschaft ist die Familie über wesentliche Jahre des Lebens hinweg die primäre Bezugsgruppe. Dies gilt nach wie vor, trotz der zunehmenden Individualisierung und Pluralisierung der Lebenslagen und des damit einhergehenden Wandels familialer Lebensformen. Da Heranwachsende in der Regel ihre Kindheit und Jugend im Elternhaus verbringen und insbesondere während der ersten Lebensjahre intensive und manchmal fast ausschließliche Kontakte zur eigenen Fa-

milie haben, bestimmen familiäre Bedingungen die Herausbildung kindlicher Subjektivität entscheidend mit. Ein bedeutsamer Einflussfaktor ist dabei das elterliche Erziehungsverhalten, das das Leben eines Menschen weit über seine Kindheit und Jugend hinaus beeinflusst.

Nun sind Familien bekanntermaßen nicht immer Orte des Friedens. Nach einer Studie aus den neunziger Jahren stellt die Ohrfeige, noch vor dem Fernsehverbot, die

häufigste und am meisten verbreitete Sanktion in der Bundesrepublik dar. In dieser Studie wurden Jugendliche u. a. nach den Sanktionserfahrungen in ihrer Familie befragt: 81,2% haben schon einmal Ohrfeigen bekommen, deftige Ohrfeigen 43,5% und eine Tracht Prügel 30,6%. 20% der Jugendlichen kennen in ihrem Bekanntenkreis einen Jungen oder ein Mädchen, der oder die zu Hause von den Eltern häufiger geschlagen werden (vgl. Bussmann in Bastian 1995).

Dass eine Ohrfeige noch keinem geschadet habe, ist immer noch eine weit verbreitete Meinung. Daneben ist es aber auch Alltagswissen geworden, dass sich Gewalterfahrungen der Kindheit in gewalttätigem Handeln von Jugendlichen und Erwachsenen fortsetzt. Daraus ergeben sich viele Fragen an die Bedingungen und Möglichkeiten von Erziehung. Ich beschränke mich hier auf die Bedeutung der pädagogischen Beziehung und verschiedener Erziehungsstile.

Erziehungsmuster im Wandel

Der Begriff der Erziehung kann enger oder weiter gefasst werden. *Im engeren Sinn* wird Erziehung mit einer intentionalen Einflussnahme auf die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder oder Jugendlichen gleichgesetzt, Dies beinhaltet ein absichtsvolles und zielorientiertes pädagogisches Handeln. Erziehung ist, so gesehen, eine bewusste und planvolle Einwirkung auf die Heranwachsenden. Dagegen lässt sich einwenden, dass die Bedeutung von intendiertem und zielgerichtetem Handeln überbewertet wird und dass Erziehung häufig genug irrational abläuft. Dem entsprechend ist Erziehung *in einem weiteren Sinn* als abhängig von gesellschaftlichen und personalen Bedingungen zu sehen und nicht auf die bewusste Beeinflussung zu beschränken. Ich gehe hier von einem solchen erweiterten, funktionalen Erziehungsbegriff aus.

Auch und gerade in einem derart erweiterten Sinn ist Erziehung heute nicht einfach mit Beeinflussung von Kindern und Heranwachsenden durch Erwachsene gleichzusetzen. Mit dem beschleunigten sozialen Wandel in der Moderne ist die Vormachtstellung der Erwachsenen in vielfacher Hinsicht ins Wanken geraten. Erwachsene sind für die nachfolgende Generation heute nicht mehr in allen Lebensbereichen Vermittler von Erfahrung und Wissen. Sie sind vielmehr selbst lebenslang lernbedürftig geworden. Die „Relativierung der Lebensalter“ bringt auch eine Neubestimmung des pädagogischen Generationenverhältnis-

ses hervor. Heranwachsende haben, im Ganzen gesehen, gegenwärtig ein größeres Mitspracherecht als früher, fordern als relativ gleichberechtigte Partner der Eltern und Pädagogen argumentativ begründete Rechte ein. Die Verschiebung der Machtbalance im Generationenverhältnis führt zu einer Informalisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern.

Jutta Ecarius (2002) hat Erziehungserfahrungen von drei Generationen untersucht und dabei verdeutlicht, wie das Erziehungsmuster des autoritären „Befehlshaushalts“ abnimmt und statt dessen das des „Verhandlungshaushalts“ zunimmt. Sie stellt drei ausgewählte Generationen einander gegenüber, die in folgenden Zeiträumen geboren wurden: 1) 1908–1929, 2) 1939–1953, 3) 1968–1975.

Die Generation 1908–1929

Typisch für die älteste Generation der zwischen 1908 und 1929 Geborenen ist die weitgehende Geschlossenheit des Sozialmilieus. Hier sind die Erziehungserfahrungen eng mit dem sozialen Milieu verbunden. So ist, stark vereinfacht gesagt, in bäuerlichen Milieus die Familien-erziehung von Mithilfe bei der landwirtschaftlichen Arbeit geprägt, während in bürgerlichen Milieus die Bildungsaspirationen im Vordergrund stehen und in Arbeitermilieus die Erziehung auf die späteren Anforderungen der Lohnarbeit ausgerichtet ist.

Unabhängig vom jeweiligen sozialen Milieu erleben fast alle Heranwachsenden dieser Generation einen autoritären Befehlshaushalt. Dieser ist mit einer religiösen Lebensorientierung sowie einer traditionellen Machtverteilung verbunden, die den Unterschied von Kindsein und Erwachsensein markiert und die Muster der familialen Interaktion und der intergenerationellen Familienerziehung bestimmt. Zu den Werten der Erziehung gehören vor allem Sekundärtugenden wie Gehorsam und Unterordnung, Pflichterfüllung, Ehrlichkeit, Pünktlichkeit. Die Verhaltensanforderungen gelten strikt und sind nicht aushandelbar.

Die Generation 1939–1953

Auch die mittlere Generation der zwischen 1939 und 1953 Geborenen erfährt eine Erziehung des Befehlens, auch von ihr wird Gehorsam, Strebsamkeit, Religiosität, Sauberkeit und Pünktlichkeit gefordert. Die Erwachsenen sind hier ebenfalls Respektpersonen, deren Erziehungsanforderungen man Folge zu leisten hat. Die Eltern

werden als Personen erlebt, gegen die man sich nicht zur Wehr setzen kann. In allen autoritären Familien gilt, dass die Regeln eindeutig und nicht verhandelbar sind. Zum autoritären Befehlshaushalt gehören neben Befehlen und Gehorchen, Religiosität, Geschlechtsrollenkonformität, Gleichbehandlung der Kinder, Pflichterfüllung und Bildungsaspirationen der Eltern.

Allerdings ist die Geschlossenheit des Sozialmilieus nicht mehr gegeben, dadurch sind auch die Verhaltensanforderungen weniger strikt und das autoritäre Muster insgesamt brüchiger geworden, so dass zunehmend kleine Bereiche der Eigengestaltung gewährt werden.

Die Generation 1968–1975

Selbst in der jüngsten Generation der zwischen 1968 und 1975 Geborenen gibt es noch viele Heranwachsende, die einen autoritären Befehlshaushalt erleben. Dennoch ist der autoritäre Befehlshaushalt ein Erziehungsmuster, das zunehmend seltener anzutreffen ist. Dagegen ist der Verhandlungshaushalt das Erziehungsmuster, das dem zunehmenden Zivilisations- und Modernisierungsdruck der Gegenwart entspricht.

In der genannten Studie sind in den beiden älteren Generationen Vorläufer dieser Erziehung zu finden. In diesen frühen Verhandlungshaushalten gibt es mehr Freiräume zum Verhandeln, und neben der Prügelstrafe werden auch zunehmend verbale Strafmaßnahmen praktiziert. Dies wird in den Interviews von Ecarius oft mit „milde Strenge“ umschrieben.

Gestaltungsbedingungen für den „Verhandlungshaushalt“

Zum Verhandeln gehört der größere Grad der Informalisierung, die Entflechtung von Eigenzeit und Fremdzeit, die Gestaltungsmöglichkeiten der Freizeit und die zunehmenden Entscheidungsräume für Kinder. Diese gehen einher mit einer größeren Symmetrie in der intergenerationalen Machtverteilung. Kritik an den Eltern ist zugelassen, das Finden eines eigenen Standpunkts erwünscht. Die Verschiebung von der Fremd- zur Selbstkontrolle geht einher mit der Förderung der Selbstverantwortung. Eigenständige Lebensgestaltung und Selbstverantwortung werden angestrebt. Dieser Erziehungstypus entspricht den gewandelten gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen die entsprechenden Ziele als Persönlichkeitseigenschaften auch benötigt werden.

Erziehungsstile und ihre Folgen

Die im deutschsprachigen Raum seit den 60er und 70er Jahren etablierte Erziehungsstilforschung betrachtet den elterlichen Erziehungsstil als Erklärung für die Entstehung einzelner Persönlichkeitsmerkmale wie z.B. Ängstlichkeit und der Fähigkeit zur Angstbewältigung. Unter Erziehungsstilen werden dabei vergleichsweise stabile Tendenzen von Eltern verstanden, bestimmte Erziehungspraktiken einzusetzen. Das bedeutet, dass die Eltern sowohl in verschiedenen kindbezogenen Situationen als auch zu verschiedenen Zeitpunkten ähnlich, d. h. für ihre Person charakteristisch agieren und reagieren, wodurch sie sich von anderen Eltern unterscheiden.

Zur Gegenüberstellung von Erziehungsstilen wird häufig ein Modell mit zwei Hauptdimensionen angewandt. Die erste Dimension hat die Pole der Akzeptanz (Zuwendung, Wärme, Fürsorge) und der Ablehnung (Zurückweisung, Feindseligkeit), die zweite Dimension die von Autonomie (Liberalität) und Kontrolle (Überbehütung, Restriktion). Die Erziehungsdimension „Autonomie vs. Kontrolle“ kann einerseits als „Förderung vs. Hemmung“ der kindlichen Entwicklung aufgefasst werden. Autonomie bezeichnet dann die aktive Ermutigung des Kindes zur Unabhängigkeit und zur Selbstständigkeit. Andererseits kann sie jedoch auch als „unterschiedlich große elterliche Erziehungsintensität“ verstanden werden. Dann steht „Autonomie“ eher für eine desinteressierte, indifferente Laissez-faire-Haltung und „Kontrolle“ für starkes erzieherisches Engagement. Aus diesen Dimensionen lassen sich vier Typen von Erziehungsstilen bilden (nach Macoby und Martin, 1983).

Vier Typen von Erziehungsstilen

Autoritäre Eltern üben ein hohes Maß an Kontrolle mit strikten Verhaltensstandards aus. Die Anforderungen, die sie an die Kinder stellen, werden nicht durch die Akzeptanz der kindlichen Bedürfnisse ausgeglichen. Die von den Eltern aufgestellten Regeln stehen nicht zur Diskussion, den Kindern werden keine Freiräume zugestanden, die Autorität der Eltern anzufechten und eine von den Erwartungen verschiedene Persönlichkeitsstruktur zu entwickeln. Bei Fehlverhalten des Kindes reagieren autoritäre Eltern mit strengen, oft physischen Strafmaßnahmen.

Autoritative Eltern hingegen zeigen ein hohes Ausmaß an emotionaler Wärme verbunden mit moderater Re-

striktivität. Dieser Erziehungsstil ist von Reziprozität gekennzeichnet, die Eltern erkennen die Bedürfnisse des Kindes in dem Maße an, in dem sie Respekt für ihre eigenen Ansprüche fordern. Es werden klare Grenzen aufgestellt, anhand derer die Kinder sich orientieren und innerhalb derer sie ihre Individualität und Autonomie entwickeln können. Es herrscht ein liebevoller Umgang miteinander und ein von gegenseitigem Respekt geprägtes Kommunikationsverhalten, bei dem die Positionen sowohl der Eltern als auch der Kinder berücksichtigt werden.

Permissive Eltern üben wenig Kontrolle aus, stellen geringe Anforderungen, sind insgesamt sehr tolerant und aufgeschlossen gegenüber den Ideen ihres Kindes. Sie vermeiden jegliche Art von Autorität und Konfrontation, bestrafen ihre Kinder nicht und gewähren ihnen völligen Freiraum hinsichtlich ihres Benehmens und Verhaltens.

Vernachlässigende Eltern bringen ihren Kindern gegenüber Gleichgültigkeit bis hin zu Feindseligkeit entgegen. Sie fühlen sich weder verantwortlich noch stellen sie Anforderungen, gleichzeitig versuchen sie, ihr Kind auf Distanz zu halten. Diese Eltern sind darauf bedacht, Unangenehmes zu vermeiden, d. h. auf Bedürfnisse des Kindes reagieren sie lediglich aus der Motivation heraus, unerfreuliches kindliches Verhalten (z. B. Weinen, Schreien) zu beenden.

Kindliches Verhalten als Folge des Erziehungsstils

Betrachtet man nun die zu erwartenden Folgen dieser Stile, dann zeigen Kinder *autoritärer* Eltern mangelnde soziale Kompetenz im Umgang mit Gleichaltrigen, ziehen sich zurück, ergreifen selten die Initiative, sind wenig spontan und haben ein geringes Selbstwertgefühl.

Ein *autoritativer* Erziehungsstil dagegen ist förderlich für Selbständigkeit, kognitive und soziale Kompetenzen, soziales Verantwortungsgefühl, Impulskontrolle, Selbstvertrauen und ein hohes Selbstwertgefühl.

Der *permissive* Erziehungsstil zeigt mehr negative als positive Effekte auf das kindliche Verhalten: Permissivität der Eltern korreliert mit nicht kontrollierter Impulsivität, Aggressivität, deviantem Verhalten und geringer Selbstständigkeit sowie geringem Verantwortungsbewusstsein.

Kinder von *vernachlässigenden* Eltern, die sich wenig in ihre Elternrolle involviert fühlen und ihre Kinder

kaum beaufsichtigen, sind launisch, unkonzentriert, haben wenig Interesse an der Schule, schwänzen die Schule, treiben sich auf der Straße herum und greifen früh zu Alkohol und Zigaretten.

Die kurz- und langfristigen Effekte von moderaten Strafmaßnahmen für die kindliche Entwicklung werden durch kulturelle und Einflüsse und die Erziehungsatmosphäre insgesamt geprägt. Ob körperliche Bestrafung oder andere aversive Erziehungsmaßnahmen Teil eines rauen Erziehungsklimas sind oder aber in Verbindung mit emotionaler Wärme und Begründungen auftreten, bestimmt deren Bedeutung für das Kind und die entwicklungsfördernden oder –hemmenden Konsequenzen. Im Kontext einer autoritativen Erziehung werden strikte Erziehungsmaßnahmen von kleinen Kindern gut angenommen, zeigen Erfolge im Umgang mit kurzfristigem Fehlverhalten und haben keine beeinträchtigenden Langzeitfolgen (vgl. hierzu Schumacher (2002) und Jaursch (2003)).

Wodurch werden Kinder gestärkt?

Die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung, das soziale Umfeld, die kulturelle Bewertung einzelner Erziehungspraktiken sind offenbar bedeutsamer als einzelne Erziehungshandlungen. Hinzu kommt: Erziehung ist keine einseitige Angelegenheit. Das Kind oder der Jugendliche selbst sind Mitwirkende im Beziehungsfeld der Erziehung. Bevor ich also Perspektiven für die pädagogische Praxis aufzeige, ist deshalb auch nach denjenigen Kräften in der Persönlichkeitsentwicklung Ausschau zu halten, die für die Überwindung von problematischen Kindheits- und Erziehungserfahrungen maßgeblich sind. Dabei beziehe ich mich auf neuere Ergebnisse der empirisch-pädagogischen Forschung zur Wirkungsweise von Risikofaktoren in der Entwicklung von der Kindheit zum Erwachsenenalter.

Während die Risikofaktoren, die eine optimale Entwicklung beeinträchtigen, weitgehend bekannt sind, lassen sich doch eindeutige Kausalbeziehungen kaum aufklären. Immer lassen sich auch Fälle finden, in denen sich trotz des Vorhandenseins von Risikofaktoren keine psychischen Beeinträchtigungen entwickeln.

Resilienz – Faktoren psychischer Widerstandsfähigkeit

Dies gilt, wie entsprechende Längsschnittstudien gezeigt haben, auch für die Kumulation von Risikofaktoren

ren. Die Resultate der „Kauai-Studie“ (Werner/Smith 1982, Untersuchungen an 698 Kindern, die 1955 auf der Hawaiianischen Insel Kauai geboren wurden über bislang 40 Jahre hinweg) zeigten zwar, dass die Mehrzahl der erfassten Kinder, die von Beginn ihres Lebens an vier oder mehr signifikanten Risikofaktoren ausgesetzt waren (z. B. chronische Armut, niedriger mütterlicher Ausbildungsstand, instabile familiäre Situationen) auch unterschiedliche Lern- und Verhaltensprobleme entwickelten. Überraschend war jedoch das Ergebnis, dass sich ungefähr ein Drittel dieser ‚Risikokinder‘ im Alter von zehn und achtzehn Jahren zu erfolgreichen Jugendlichen entwickelt hatten, was bei einer Überprüfung im Alter von 30 Jahren bestätigt werden konnte (Werner/Smith 1992). Obwohl alle Kinder in dieser Studie erheblichem Stress, wenn auch in unterschiedlichen Formen, ausgesetzt waren, gelang es den resilienten Kindern, sich in ihren belasteten Lebenswelten zu behaupten.

Die Ergebnisse dieser Studie zeigten, dass selbst eine kumulative Erfassung signifikanter Entwicklungsrisiken eine lineare Prognose für Entwicklungsauffälligkeiten nicht zulässt. Dies führte zur Annahme der Existenz so genannter protektiver Faktoren in der Person und/oder Umwelt eines Kindes, welche die Wirkung von Risikofaktoren moderieren und so die Wahrscheinlichkeit für die Herausbildung von Störungen senken können. Für dieses Phänomen bürgerte sich im englischen Sprachgebrauch der Begriff ‚resiliency‘ ein, im Deutschen spricht man in diesem Zusammenhang von ‚psychischer Widerstandsfähigkeit‘ oder neuerdings auch von Resilienz. Zu beachten ist allerdings der relative Charakter von Resilienz. Resilienz bedeutet nicht völlige Abwesenheit von psychischen Beeinträchtigungen. Es ist durchaus möglich, dass z. B. kurzfristig Symptome auftreten. Protektive Faktoren sind „psychologische Merkmale oder Eigenschaften der sozialen Umwelt“, „die die Auftretenswahrscheinlichkeit psychischer Störungen herabsetzen. Als solche Faktoren gelten z. B. Temperamentsmerkmale, Intelligenz oder eine positive Einschätzung der eigenen Fähigkeiten.“ (Opp, Fingerle, Freytag)

Entscheidende Ressourcen: Vertrauen und positives Selbstwertgefühl

In einer 25 Jahre umfassenden, in Rostock seit den 60er und 70er Jahren durchgeführten Längsschnittstudie wurden anfänglich 294 Kinder, zuletzt noch 212 junge Erwach-

sene hinsichtlich biologischer, psychologischer und sozialer Aspekte der Persönlichkeitsentwicklung fortlaufend untersucht (je zur Hälfte Risikokinder und Kontrollkinder). Nach der deutschen Vereinigung kam es dabei zu einer engen Zusammenarbeit mit parallel laufenden Forschungen der Mannheimer „Kurpfalzstudie“. Die Schlussfolgerungen, die aus diesen beiden Studien gezogen werden können, „stellen die zentrale Bedeutung der Bindungs- und Interaktionserfahrungen für die Persönlichkeitsentwicklung heraus.“ Unverkennbar ist, „dass das Familienklima vom frühen Kindesalter (...) bis ins junge Erwachsenenalter (...) die Persönlichkeitsentwicklung signifikant beeinflusst.“ (Meyer-Probst/Reis, 116)

Negativ wie positiv besonders bedeutsam, so zeigen die Rostocker und Mannheimer Studien, ist die emotionale Komponente der Persönlichkeitsentwicklung. „Emotionale Entbehrungen, chronische Konflikte in der Familie, unrealistische Leistungserwartungen der Eltern und Unzufriedenheit mit den Kindern sind Entwicklungsrisiken, die einen gravierenden negativen Einfluss auf Heranwachsende ausüben und vor allem aggressive Erlebnisverarbeitung und Handlungsbereitschaft wecken.“ (ebd., 116 f.) Dies bestätigt die in der Forschung schon seit längerem verbreitete Auffassung, dass einzelne Risikofaktoren keine befriedigende Erklärung für abweichendes Verhalten darstellen, sondern erst kumulativ und indirekt, in Abhängigkeit von anderen Faktoren wirken. Emotionale Störungen erfüllen diese Katalysatorfunktion dadurch, dass sie alle im Mangel an Selbstwertgefühl kulminieren.

Umgekehrt gilt positives Selbstwertgefühl als wichtigste Bedingung von Gesundheit auch unter Stressbedingungen. „Alle erforschten möglichen Einflüsse auf die Entwicklung (Sozialschicht, Familienstruktur, traumatische Ereignisse usw.) wirken nicht direkt, sondern immer abhängig davon, wie befriedigend die Beziehungen erlebt werden, die mit ihnen verknüpft sind.“ (117) „Ob Risikofaktoren auch Risikofolgen hervorrufen, hängt (also) nicht allein von den Eigenschaften des Risikos ab (...), sondern von der Risikobewältigung, d.h. von den Ressourcen einer Person und ihrer Vulnerabilität. Das isolierte Einzelrisiko ist ebenso eine Fiktion wie die Annahme einer geradlinigen Risikowirkung, denn Risikofaktoren existieren nur vernetzt.“ (ebd.)

Während die Rostocker Studie eher die Risikofaktoren und ihre Wirkungsbedingungen ins Zentrum rückte, konzentriert sich die eigentliche Resilienzforschung auf die

dem gegenüber widerständigen Ressourcen. Diese stimmen aber im Wesentlichen mit der positiven Version der in der Rostocker Studie genannten Risikokatalysatoren überein, also mit dem emotional befriedigenden Familienklima. So resümiert Emmy Werner die von der bereits erwähnten Kauai-Studie herausgearbeiteten protektiven Faktoren folgendermaßen: Resiliente Kinder hatten, trotz vielfacher Belastungen, in der *Familie* eine enge Bindung mit mindestens einer kompetenten und stabilen Person, die auf ihre Bedürfnisse einging. So konnten sie in ihrer Entwicklung auf ein grundlegendes Vertrauensverhältnis aufbauen.

Dabei gibt es bei den protektiven Faktoren geschlechtsspezifische Unterschiede. „Widerstandsfähige Jungen kommen oft aus Haushalten mit klaren Strukturen und Regeln, in denen ein männliches Familienmitglied (Vater, Großvater, älterer Bruder oder Onkel) als Identifikationsmodell dient und in denen Gefühle nicht unterdrückt werden. Widerstandsfähige Mädchen kommen oft aus Haushalten, in denen sich die Betonung von Unabhängigkeit mit der zuverlässigen Unterstützung einer weiblichen Fürsorgeperson verbindet (Mutter, Großmutter, ältere Schwester oder Tante).“ (Werner)

Religiöse Überzeugungen als Schutzfaktoren

Auch religiöse Überzeugungen gelten als Schutzfaktoren im Leben von Risikokindern, sind sie doch dazu geeignet, dem Leben Sinn und Bedeutung zu verleihen und dadurch das Selbstwertgefühl zu stabilisieren. Andere Schutzfaktoren mit analoger Funktion entstehen aus Bindungen an Verwandte, Freunde, Nachbarn, Lehrer und andere „Ersatzeltern“. Die Ergebnisse von Längsschnittstudien wie der über die Kauai-Kinder zeigen die selbstkorrigierenden Tendenzen auf, mit denen sich manche Kinder vor ungünstigen Lebensumständen schützen können.

Seither sind eine ganze Reihe entsprechender Untersuchungen in unterschiedlichen Kulturen durchgeführt worden, die sich auf verschiedene Risikogruppen beziehen, so u. a. auf Kinder mit psychisch gestörten Eltern, Kinder aus Scheidungsfamilien, aus Familien mit einem gravierenden sozialen Abstieg, auf misshandelte und vernachlässigte Familien, auf Kinder in der Heimerziehung, aus Kriegsgebieten oder Flüchtlingsfamilien. Dabei zeigten sich große Unterschiede z.B. hinsichtlich der Störungsformen und Kriterien für Resilienz oder Alter und Geschlecht der untersuchten Personen. Dennoch kann

in allen diesen unterschiedlichen Problemfeldern offenbar ein relativ breit wirksamer Kernbereich von protektiven Faktoren angenommen werden, die traumatischen Erlebnisse abpuffern.

Resilienzfaktoren im Überblick

Zu den Resilienzfaktoren sind zu zählen:

- „1. eine stabile emotionale Beziehung zu mindestens einem Elternteil oder einer anderen Bezugsperson;
2. ein emotional positives, unterstützendes und strukturgebendes Erziehungsklima;
3. Rollenvorbilder für ein konstruktives Bewältigungsverhalten bei Belastungen;
4. soziale Unterstützung durch Personen außerhalb der Familie;
5. dosierte soziale Verantwortlichkeiten;
6. Temperamentsmerkmale wie Flexibilität, Annäherungstendenz, Soziabilität;
7. kognitive Kompetenzen wie z.B. eine zumindest durchschnittliche Intelligenz;
8. Erfahrungen der Selbstwirksamkeit und ein positives Selbstkonzept;
9. ein aktives und nicht nur reaktives oder vermeidendes Bewältigungsverhalten bei Belastungen;
10. Erfahrungen der Sinnhaftigkeit und Struktur in der eigenen Entwicklung.“ (Lösel, Bender)

Diese breite Palette so genannter „Faktoren“ lässt sich in zwei Hauptbereiche aufgliedern. Genannt werden zum einen **Qualitäten von Interaktionsfiguren** zwischen Heranwachsenden und die Bindung mitgestaltenden Erwachsenen (unterstützendes Erziehungsklima, Vorhandensein von Rollenvorbildern, soziale Verantwortlichkeiten u. ä.), zum anderen innere Haltstrukturen bzw. **psychische Kompetenzen der Heranwachsenden** (Annäherungstendenz, Intelligenz, positives Selbstkonzept u. ä.). Woher diese Kompetenzen kommen, bleibt allerdings offen. Dass die genetische Ausstattung und insgesamt die physiologischen Bedingungen eine wichtige initiale Rolle in der Persönlichkeitsentwicklung haben, ist anzunehmen. Deren konkrete Ausgestaltung hängt dann aber offenbar von der Wechselwirkung zwischen Interaktionsfiguren und Kompetenzen ab: Kinder mit Annäherungstendenz haben damit eine gute Voraussetzung, soziale Unterstützung außerhalb der Familie zu finden, was wiederum das konstruktive Bewältigungsverhalten stärkt.

Was ist ein optimaler Erziehungsstil?

Die Annahme, Eltern seien sich ihrer Erziehungspraktiken nicht bewusst, trifft immer weniger zu. Im Rahmen einer zunehmenden Verwissenschaftlichung der Erziehung ist eher die gegenläufige Tendenz zu verzeichnen, nämlich die sich verbreitende Meinung, dass Erziehung geplant werden müsse. Aus der Zunahme des Problembewusstseins resultiert freilich nicht nur Orientierungssicherheit, sondern auch, und in größerem Ausmaß, Unsicherheit. Die stärkere Kindbezogenheit, der Strukturwandel der Familie zur Kleinfamilie, in der die Kindererziehung eine dominierende Stellung einnimmt, insgesamt die Zunahme von Vorstellungen über die Planungsnotwendigkeit des Lebensverlaufs, setzen die Eltern unter Zugzwang, um Chancen nicht zu verpassen und falsche Entscheidungen zu verhindern. Der Boom der Erziehungsratgeber verweist ebenso auf die Unsicherheit wie auf das Bedürfnis, sich angesichts unübersichtlicher Lebensumstände richtig zu verhalten.

Schon seit langem wurden die familiären Bedingungen frühen antisozialen Verhaltens sowie späterer Delinquenz untersucht und nachgewiesen. Familien mit antisozial eingestellten Kindern sind durch aversives und inkonsistentes Erziehungsverhalten der Eltern, durch wenig positives Engagement dem Kind gegenüber, durch Vernachlässigung und Desinteresse an deren Entwicklung und durch geringe Beaufsichtigung gekennzeichnet. Zwar führen – wie die Resilienzforschung gezeigt hat – nicht alle Formen dysfunktionaler Erziehung zu Verhaltensproblemen, dennoch sind sie wirksame Faktoren für die Aufrechterhaltung und Stabilisierung von Verhaltensproblemen.

Dysfunktionales Erziehungsverhalten – gegliederte Erziehungspraxis: eine Gegenüberstellung

Dysfunktionales Erziehungsverhalten lässt sich durch folgende Punkte zusammenfassen:

1. Inkonsistente Erziehung (Willkür, Inkonsequenz) der einzelnen Elternteile oder zwischen diesen.
2. Geringe Anerkennung der Leistungen des Kindes.
3. Unbeherrschte und heftige Bestrafung.
4. Überschreitung der Achtung körperlicher Grenzen bis hin zum Missbrauch.
5. Mangelnde Beaufsichtigung, wenig Kenntnis über die schulischen Angelegenheiten des Kindes und seine Freundschaften.

6. Geringes Engagement, wenig gemeinsame Aktivitäten.
7. Unflexible Erziehung, die sich den Veränderungen der Heranwachsenden nicht anpasst.

Wie sollen Eltern handeln? Stellen wir der Liste typischer Erziehungsfehler eine Liste positiver Merkmale einer geglückten Erziehungspraxis gegenüber:

1. Eltern sollten versuchen, ihre ihnen aus der eigenen Kindheit überkommenen Erziehungsziele zu klären.
2. Entscheidend für die Erziehungsziele der Selbstbestimmung und des prosozialen Verhaltens ist die Stärkung des kindlichen Selbstwertgefühls.
3. Grundlagen des Selbstwertgefühls sind Liebe, Akzeptanz und Vertrauen.
4. Wenn das Kind Probleme hat, ist einfühlsam und aktiv zuzuhören und gemeinsam nach Lösungen zu suchen.
5. Die Eltern sollten eigene Bedürfnisse nicht vernachlässigen, gegebenenfalls ihre Wut kontrollieren und in der Kommunikation Ich-Botschaften verwenden.
6. Probleme der Partnerschaft gehören nicht in die Beziehung, Eltern sollten ein Erziehungsteam bilden.
7. Um den Gewaltkreislauf zu verhindern, sollten Regeln, statt mit Strafen, mit Gelassenheit und Humor durchgesetzt werden. (vgl. hierzu Honkanen-Schoberth)

Elterliche Unterstützung, Aufsicht und das Vermeiden aversiver Strafmaßnahmen mit besseren Schulleistungen stehen mit weniger Verhaltensproblemen, weniger Drogenmissbrauch, besserer psychischer Gesundheit und einem positiveren Selbstkonzept in Verbindung. Am meisten profitieren Kinder und Jugendliche, wenn die Eltern warm und unterstützend sind, viel Zeit mit ihnen verbringen, feste Regeln aufstellen, eine offene Kommunikation unter den Kindern fördern und sich nach Ungezogenheiten eher mit ihren Kindern verbal auseinandersetzen als sie hart zu bestrafen. Gefordert sind also seitens der Eltern Anerkennung, Argumentationsbereitschaft, Motivation, Feinfühligkeit, Empathie, Lenkung.

Auch die Beziehung der Eltern untereinander ist ein bedeutsamer Erziehungsfaktor. Kinder können an der elterlichen Beziehung beobachten, wie man sich gegenseitig unterstützt, respektvoll miteinander umgeht, offen miteinander kommuniziert und Konflikte löst. Eine kooperative Elternbeziehung dient der gemeinsamen Autorität in einer konsistenten und aufeinander abgestimmten Erziehung, wodurch das Kind soziale Werte und Normen eher verinnerlichen kann. Außerdem wirkt sich die Beziehung der Eltern untereinander auf die Eltern-Kind-Beziehung aus, indem Eltern mit unterstützenden und

liebvollen Ehepartnern mit höherer Wahrscheinlichkeit eine positive Grundhaltung haben, die wiederum zu einem effektiveren Erziehungsverhalten führt.

Das moderne Muster der Verhandlung in der Erziehung, das mit einem gewissen Maß an Selbstbestimmung, selbstgestalteten Freiräumen der Kinder und einer selbstverwalteten Eigenzeit einhergeht und dem Ziel eigentätiger Lebensführung und Selbstverantwortlichkeit dient, ist aber nicht nur ein Erziehungsmuster mit größeren Freiräumen, sondern auch mit neuen Formen der Disziplinierung und Selbstkontrolle. Die entsprechenden sozialen Normierungen verlangen einen gegenüber tradierten Verhaltensweisen erhöhten Gewissensdruck. Normierungen müssen subjektiv verankert werden. Sie erscheinen beispielsweise als verinnerlichter Leistungsdruck, um die Schule zu meistern und im Freizeitbereich zwischen vielen Angeboten das richtige auszuwählen. In dem Maße, in dem soziale Eingebundenheit nicht mehr traditional vorgegeben ist, muss sie von den freigesetzten Individuen in Form von Freundschaften selbst aufgebaut und gepflegt werden.

So stehen Eltern heute unter einem hohen gesellschaftlichen Druck, den Anforderungen der modernen Erziehung zu entsprechen. Diese Erziehungsform ist zeitaufwendig, da die Kinder über einen größeren Freiraum verfügen und die Eltern in hohem Maße präsent sein müssen, um den Anforderungen zu genügen. Vor allem aber ist sie, wie keine je zuvor, zum Gegenstand der Didaktik und der Beratung geworden. Kommunikationspsychologische und psychotherapeutische Theorien sind in Gestalt alltagspraktischer Ratschläge allgegenwärtig. All die Zielverein-

barungen, Feedbackregeln, Aufforderungen zu aktivem Zuhören, Ich-Botschaften, Techniken der Konfliktlösung und ähnlichen Anleitungen, von denen dort die Rede ist, laufen auf eine Aufhebung des Generationenunterschieds und auf Partnerschaftlichkeit hinaus, ohne dass diese doch grundsätzlich in der erzieherischen Praxis ganz erreichbar wäre. Auch die Empfehlung zum Verhandlungsstil kann die Eltern nicht über die Grundparadoxie des pädagogischen Verhältnisses dispensieren, Zwang im Namen von Freiheit auszuüben.

Literatur

- Bastian, J. (Hg.) (1995): Strafe muss sein? Das Strafproblem zwischen Tabu und Wirklichkeit. Weinheim
- Ecarius, J. (2002): Familienerziehung im historischen Wandel. Opladen
- Honkanen-Schobert, P. (2002): Starke Kinder brauchen starke Eltern, Berlin
- Jaurisch, S. (2003): Erinnerungtes und aktuelles Erziehungsverhalten von Müttern und Vätern: Intergenerationale Zusammenhänge und kontextuelle Faktoren. Erlangen
- Meyer-Probst, B., Reis, O.: (2000). Risikofaktoren und Risikobewältigung im Kontext. Schlussfolgerungen aus der Rostocker Längsschnittstudie nach 25 Jahren. Frühförderung interdisziplinär, 19, 109–118
- Opp, G., Fingerle, M., Freytag, A.: (1999). Was Kinder stärkt, Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. München
- Reis, O. (1997). Risiken und Ressourcen der Persönlichkeitsentwicklung im Übergang zum Erwachsenenalter. Weinheim
- Schneewind, K.A. (1996): Gesellschaftliche Veränderungswahrnehmung und Wandel des elterlichen Erziehungsstils im Generationenvergleich. In H.P. Buba et.al. (Hg.): Familie zwischen gesellschaftlicher Prägung und individuellem Design. Opladen
- Schumacher, J. (2002): Perzipiertes elterliches Erziehungsverhalten. Frankfurt
- Werner, E.E. (1999) in Opp et al., 25–36



Sigrid Tschöpe-Scheffler: **Entwicklungsfördernde und entwicklungshemmende Faktoren in der Erziehung**

Überlegungen zur Unterstützung elterlicher Erziehungskompetenz

Eltern sind keine Erziehungsroboter! Der idealtypische Blick auf Erziehung, der einerseits Visionen von einer „guten Erziehung“ eröffnet, kann Eltern und Erzieher andererseits maßlos überfordern. Selbstkritisch stellen Eltern, die entwicklungsfördernd erziehen, fest, dass auch sie ihr Kind schon einmal demütigen, dass sie ungeduldig und ungerecht werden. Das Kind „nervt“, wenn es seine hundertste Frage nach dem Woher und Warum stellt, quengelt und ungehorsam ist. Manchmal rutscht vielleicht sogar die Hand aus und die Eltern haben ein schlechtes Gewissen. Gerade Eltern, die bewusst erziehen und sich ihrer Verantwortung stellen, verzweifeln oft angesichts ihrer eigenen Unzulänglichkeiten, zumal wenn sie in zahlreichen Erziehungsratgebern so genannte „Patentrezepte“ erhalten, die sie befolgen wollen, die aber oft gegensätzliche Empfehlungen aussprechen.

Je weniger normative Richtlinien es für Erziehungsziele und -inhalte in unserer Gesellschaft gibt und je mehr tradierte Werte relativiert werden oder an Gültigkeit verlieren, desto stärker ist der einzelne auf sich und seine Kompetenzen, aber auch auf seine Defizite verwiesen. Folglich macht sich zunehmende Unsicherheit bei Eltern **aller Schichten** breit über die „richtigen“ Erziehungsziele und -verhaltensweisen. In Anbetracht der Tatsache, dass Kinder ein Recht auf Erziehung haben, Eltern die Erziehungsverantwortung übernehmen sollen und der Staat seine Fürsorgepflicht wahrzunehmen hat, ist es im Interesse des Staates und damit des Allgemeinwohls, alle Eltern in ihren Erziehungsaufgaben angemessen zu unterstützen sowie Wege für eine gewaltfreie Erziehung aufzuzeigen. Es gibt wohl kaum einen „Beruf“ bzw. eine „Berufung“, für den bzw. die so fahrlässig wenig Aus-, Weiter- und Fortbildung in Anspruch genommen wird wie für die äußerst verantwortungsvollen Aufgaben der „Elternschaft“ und „Erziehung“! (vgl. Deegener/Tschöpe-Scheffler 2004)

Trotz der allgemein beklagten Unfähigkeit und Überforderung vieler Eltern in Erziehungsfragen ist davon auszugehen, dass die meisten Eltern ihre Kinder lieben und das Beste für deren Wohlergehen wünschen. Viele Eltern erkennen durchaus eigene Erziehungsschwächen und sind auf der Suche nach Hilfen und Unterstützungen, die sie nicht zuletzt auch in Erziehungsratgebern

suchen, durch Beratung oder durch den Besuch eines Elternkurses erhoffen.

Im Rahmen unseres Forschungsprojektes an der Fachhochschule Köln wurden u. a. Kriterien zusammengestellt, **die entwicklungsförderndes und entwicklungshemmendes Erziehungsverhalten** beschreiben. (Tschöpe-Scheffler/Niermann 2002 und Tschöpe-Scheffler 2003b)

Keine goldenen Erziehungsregeln, keine Rezepte oder Gebrauchsanleitungen für den Umgang mit schwierigen Kindern sind dabei herausgekommen, sondern Strukturmomente, mit Hilfe derer Eltern, Erzieherinnen und Erzieher ihr Verhalten und ihre Einstellung reflektieren können. Diese Orientierungen stellen kein Novum dar. Sie sind eine Sichtung und Zusammenfassung eines alten Wissens über Erziehung, das sich an den ursprünglichen Entwicklungsbedürfnissen von Kindern und Jugendlichen orientiert.

1. **Entwicklungsförderndes und entwicklungshemmendes Erziehungsverhalten**

1.1 **Entwicklungsfördernde Dimensionen der Erziehung**

Eltern, die ihrem Kind entwicklungsfördernde Unterstützung geben fühlen sich zuständig und sagen Ja zu ihrem Kind und zu den Aufgaben, die mit Erziehung und Beziehung verbunden sind. Sie sind bereit, ihren Lebensentwurf mit dem des Kindes zu verbinden und dadurch Veränderungen in ihrem Leben zu akzeptieren, ja diese sogar als eigene Entwicklungen zu verstehen. Auf dieser Basis stehen die **fünf Säulen** einer Erziehungshaltung, die für das Kind entwicklungsfördernd sind:

a) **Emotionale Wärme**

Emotionale Wärme liegt dann vor, wenn sich der Erwachsene das Kind in einer wohlwollenden Atmosphäre anhört und wahrnimmt. Dazu gehört, dem Kind echte Anteilnahme an seinen Problemen zu zeigen. Der emotionale Aspekt in dieser Dimension kann sich äußern im Körperkontakt, durch Lächeln, in zugewandter Haltung, in Blickkontakten und Trost. Gefühle werden gezeigt und sind zärtlich, innig, fürsorglich, mitleidend, mitsorgend, herzlich, gütig, ein-